Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **13 (1931)**

Heft 14

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek

Winterthur, 2. April 1931 | Erscheint jeden Freitag | 13. Jahrgang Nr. 14

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20 / Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 15.50 / Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58**

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Das Schicksal des Mieterschutzes. Einmal — in den ersten Nachkriegsjahren — war Mieterschutz ein Schlagwort geworden, bei uns in der Schweiz wie anderswo. Gestützt auf die außerordentlichen Vollmachten hatte der Bundesrat Mieterschutzverordnungen erlassen. Als sich die Verhältnisse wieder normalisierten, wurden sie abgebaut, doch die Forderung blieb, es seien gewisse Bestimmungen gesetzlich festzulegen, um in Zeiten außerordentlichen Wohnungsmangels Anwendung zu finden. So unterbreitete der Bundesrat im Dezember 1928 den eidgenössischen Räten ein schweizerisches Mieterschutzgesetz. Von den einen lebhaft begrüßt, von den andern mißmutig zurückgewunken, kam es ein Jahr später im Nationalrat zur ersten stürmischen Beratung. Das Resultat war Verwerfung. Wiederum ein Jahr später 1930 machte sich der Ständerat zum erstenmal an die heikle Vorlage heran mit folgendem Ergebnis: Zur Annahme gelangte der Artikel 1, der im ersten Absatz bestimmt, daß es den Kantonen in Zeiten außerordentlichen Wohnungsmangels vorbehalten bleibt, mit Zustimmung des Bundesrates im ganzen Kanton oder in Teilen desselben auf bestimmte Frist den Abbruch von Wohnhäusern, sowie den Umbau und die Verwendung von Wohnungen und Wohnräumen für andere Zwecke zu verbieten. — Der Rest des Entwurfs wurde an die Kommission zurückgewiesen. Und nun — nach 14 Monaten Unterbruch — hat der Ständerat in der Frühjahrssession 1931 das ganze Gesetz erledigt. Er fügte ihm einen vom Senior des Rates, Herr Hildebrand, Zug, beantragten neuen Artikel 1b bei, in dem gesagt wird, daß der Bundesrat in Zeiten außerordentlichen Wohnungsmangels den Kantonen die Ermächtigung erteilen kann, Personen unter gewissen Bedingungen das Mieten von Wohnungen, an denen großer Mangel besteht, zu untersagen. Es soll dadurch dem Zudrang vom Lande zu den Städten gewehrt werden. Sodann wurde der Artikel 2 der Kommission angenommen, laut welchem es den Kantonen vorbehalten bleibt, in Zeiten außerordentlichen Wohnungsmangels mit Zustimmung des Bundesrates für den ganzen Kanton oder für Teile desselben auf bestimmte Frist Vorschriften für die Bemessung des Mietzinses zu erlassen, die jedoch dem Vermieter **den vollen Ersatz der Selbstkosten gewährleisten müssen. Die Vertreter der Städtekantone waren** alle einig, daß es ein Gebot der Vorsicht sei, den Mieterschutz gesetzlich zu regeln, damit man nicht erst dann zu Notverordnungen greifen müsse, wenn mißliche Wohnungsverhältnisse den Behörden über den Kopf gewachsen sind. Nun wird sich der Nationalrat wiederum mit dem Gesetz abzugeben haben.

Ausland.

Indien. Mit dem Gefühl der Erleichterung verfolgen unabhängige und unbefangene Freunde der indischen Freiheitsbewegung die letzten Vorgänge in der indischen Politik. In verhältnismäßig kurzem Zeitraum, von der Londoner Indienkonferenz an gemessen, hat sich eine Abklärung der Verhältnisse vollzogen, die Grundlage für eine gedeihliche, friedliche Entwicklung Indiens sein kann. Gandhi, der während der ersten Londoner Konferenz am runden Tisch in der Gefangenschaft weilte, wird nun an der kommenden zweiten Roundtable-Versammlung als Bevollmächtigter des allindischen Kongresses erscheinen und dort seine Forderungen vertreten. Aus der besonnenen Erwägung heraus, daß das Ziel eines freien, souveränen Indiens etappenweise zu erklimmen sei, hat Gandhi die Hand geboten, um für seine Heimat eine Staatsform zu erlangen, die eine erste Stufe zur vollen Freiheit bilden wird. Der Pakt, den der Mahatma in Delhi mit Vizekönig Lord Irwin abschloß, wurde vielen zur Überraschung in diesen Tagen vom allindischen Kongreß in Karachi mit großer Mehrheit genehmigt. Diese Kundgebung der über 6000 Delegierte zählenden Versammlung bedeutet einen gewichtigen Sieg Gandhis, Zustimmung zu seiner gemäßigten Politik unter Ablehnung der extremistischen Forderung, es sei Indien sofortig die völlige Unabhängigkeit zu gewährleisten. Was Gandhi zunächst als Staatsform für Indien annehmbar erscheint, ist das Statut der englischen Dominions, jene lose Verknüpfung mit Großbritannien, wie sie für Kanada besteht. Dieses Projekt will er auf der nächsten Roundtable-Konferenz verfechten. Daß die Extremisten, so der „Neue Jugendbund Indiens", darin einen verwerflichen Kompromiß erblicken, kann nicht erstaunen. Es geht Gandhi wie allen Führern, die mit der Zeit aus der Erfahrung heraus auf den Weg kluger Mäßigung gelangen und damit die hinreißende Kraft reiner Idealpolitik preisgeben. Am Verdienst des Propheten von Gutscherat tut das keinen Abbruch. In der Geschichte Indiens wird er einst der Freiheitsheld bleiben, der den heiligen Salzkrieg erfolgreich abschloß und sein Volk aus dem britischen Untertanenverhältnis in das allindische Staatsbürgertum führte.

Die deutsch-österreichische Zollunion hat unter den europäischen Staaten, vornehmlich bei den Unterzeichnern des Versailler-Vertrags und des Protokolls über die Finanzhilfe für Österreich einer anhaltenden Erregung gerufen. Es wirkt sich eine Mentalität aus, nach welcher es nicht das gleiche ist, wenn diese oder jene zwei das nämliche tun. Eine geplante oder vollzogene Zoll-Union zwischen Belgien und Frankreich, Jugoslavien und Rumänien, der Schweiz und Liechtenstein ist darnach etwas anderes, als eine deutsch-österreichische Zoll-Union. Im letzten Fall muß die formell einwandfreie wirtschaftliche Maßnahme, für welche die beteiligten Staaten souverän sind, auf ihren politischen Gehalt geprüft und speziell auf den Anschluß-Bazillus hin unter die Lupe genommen werden. Reichskanzler Brüning und Minister Schober haben mit aller Deutlichkeit erklärt, daß sie die erst projektierte, noch keineswegs vollzogene Zollvereinbarung nicht als zu den Verträgen gehörig betrachten, die dem Völkerbund zu unterbreiten sind. Nach dem Veto von Briand und Henderson werden sich aber weder die deutsche, noch die österreichische Regierung widersetzen, wenn ein anderer Staat die Angelegenheit vor den Völkerbund bringt. Wird es am Ende gelingen, den paneuropäisch anmutenden und doch vielen so unerwünschten Annäherungsversuch im Keim zu ersticken? J. M.

Die Predigt vom gekreuzigten Christus.

Paulus sagt in seinem ersten Brief an die Korinther einmal jenes Wort: Wir aber predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit. (I. Kor. I, 23.)

Uns ist ja allerdings die Predigt vom Kreuz zum Gewohnten und Vertrauten geworden. Wir haben sie schon immer gehört, und wir hören sie auch jedes Jahr wieder. Aber in unserm Bewußtsein hat sich diese Predigt so sehr vermischt mit all den tröstlichen Gedanken vom Sterben und Wiederaufleben der Natur, mit all der Schönheit des Frühlings, daß wir gar keine Empfindung und keinen Blick mehr dafür haben, daß hier eben wirklich ein Ärgernis in unser Leben hineindringt.

Wir wollen uns nicht darüber freuen, als ob es ein Fortschritt des christlichen Bewußtseins wäre, daß das Wort, das zur Zeit des Paulus Kampf und Haß hervorbrachte, nun zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Wir sind ja gar keine andre Menschen als jene Juden und Griechen, und wir haben ja auch kein tieferes Verständnis für das, was das Kreuz bedeutet. Wir sind durch die Gewohnheit nur abgestumpft. Wir stellen uns wohl unter das Kreuz, wir reden wohl von Karfreitag und von Ostern, aber eben wir reden, wir sagen da unsre schönen und vielleicht rührenden Worte, aber wir lassen das Kreuz nicht zum Wort kommen, wir sind nicht bereit, auch auf das zu hören, was der gekreuzigte Christus uns zu sagen hat.

Es gibt da keinen Unterschied: Wie das Kreuz damals das Ärgernis war, so steht es auch in unserm Leben drin als der Stein, über den auch wir immer wieder stolpern, gegen den auch wir immer wieder anrennen.

Nicht das ist allerdings für uns das Ärgernis, daß hier am Kreuz von Not und Schuld gesprochen wird.

Unsere Zeit ist ja voller Not, daß nirgends ein Ende zu sehen ist und daß man seine Augen gar nicht davor verschließen kann. Es gibt ja wohl keinen Tag, da man nicht irgendwo in ein kummerbeladenes, müdes und zersorgtes Gesicht hineinschauen muß. Es gibt ja wohl heute keine Zeitung, die nicht voll ist von mannigfachen Schreien aus Not und Elend und Verzweiflung heraus.

Und nicht wahr, es gibt ja wohl auch kein einziges Menschenleben, da nicht so oft auch von innen heraus die Not steigt, eine unbewußte und unnennbare Not vielleicht, aber eine Not, die unruhig macht und die einen umtreibt.

Und auch davon wissen wir etwas, daß diese Not nicht nur ein Verhängnis ist, sondern Schuld. Das ist es ja, was uns am allermeisten immer wieder quält, bei all unserm Tun und bei all unsrer Arbeit und was uns oft so sehr niederdrückt und müde und mutlos macht, daß wir es immer wieder erkennen müssen, wie wir auch dann, wenn wir guten Willens sind, wie wir auch dann, wenn wir helfen wollen, auf einer andern Seite verderben müssen und schuldig werden.

Und auch jenes andere ist nicht das Ärgernis, daß am Kreuz von Erlösung gesprochen wird. Eine Zeit, da die Not so offen, so unverschleiert daliegt, die kann sich ja jenen Stolz, der nichts von Erlösung hören will, gar nicht leisten. Wir alle schauen ja nach Hilfe und Erlösung aus. Jeder, der mit wachen Augen in das Elend seiner Mitmenschen und in seine eigene Not hineinschaut, der fängt an zu grübeln, zu fragen und zu suchen nach dem Weg, der aus der Not herausführt. Und weil so viele da sind heute, die grübeln und fragen und suchen, darum ist auch unsere Zeit so reich an Versuchen, an Vorschlägen, an Plänen und Anstrengungen.

Daß am Kreuz von Not und Schuld gesprochen wird, das macht es, daß der heutige Mensch aufhorcht, wenn er zuerst diese Predigt hört, denn wir alle sehnen uns ja und warten auf ein Wort, das in unsere Not hinein die Erlösung und die Hilfe bringt.

Aber die Art, wie hier am Kreuz von Not und Erlösung gesprochen wird, die ist es, die wir nicht ertragen können.

Wenn wir über die Not reden, dann meinen wir wohl alle die Mißstände und Unvollkommenheiten unserer Zeit, dann denken wir an die vielen Mängel unserer Verhältnisse und Einrichtungen und an die Unvollkommenheiten unserer menschlichen Art.

Und wenn wir von Erlösung und Hilfe reden, dann denken wir an Verbesserungen und Fortschritte, für die wir uns einsetzen und um die wir kämpfen, dann denken wir an Erleichterungen der Lebensbedingungen und an bessere Einrichtungen und an eine Veredlung des Menschengeschlechtes und voller Hoffnung sehnen wir uns nach einer bessern und glücklicheren Zukunft.

Aber das Kreuz macht nun eben einen Strich durch alle diese unsre Hoffnungen und Menschenrechnungen hindurch.

Hier am Kreuz da wird hinter der Not eben die Sünde aufgezeigt, jene Sünde, daß wir Menschen uns immer wieder nicht um Gott kümmern wollen, daß wir immer wieder ein Leben und eine Welt aufbauen wollen, in der wir Herr sind, in der unsere Gesetze gelten und in der Gott nichts zu sagen hat.

Und hier am Kreuz wird uns weiter gesagt, daß wir uns nicht selber helfen und daß wir uns nicht selber retten können, da werden all unsre Anstrengungen und all unser Tun und unser Kämpfen und Streben für nichtig erklärt, da wird es uns eben so unüberhörbar gepredigt, daß es mit unsrer Macht nicht getan ist. Daß die Erlösung nicht von uns, auch nicht von den Besten unter uns kommen kann, sondern allein von Gott, gerade von Gott, den wir so gerne ausstreichen möchten aus unserm Leben und der doch immer wieder da ist und seine Herrschaft aufrichtet.

So ist denn eben das Kreuz der Ort, da wir so ganz tief gedemütigt werden, da all unser Stolz und all unsre Selbstzufriedenheit und Selbstsicherheit zerschlagen werden. Ein Ort des Ärgernisses darum auch für uns.

Und trotzdem ist es nicht nur eine Zeit der Bitterkeit und des Gerichtes. Nach Karfreitag kam der Ostersonntag, nach dem Kreuz die Auferstehung. Und so steht auch hinter dem Gericht, das uns so ganz und gar vernichten will, die Gnade Gottes.

Unsere Schuld ist wichtig und groß und wir haben nicht das Recht, sie zu vergessen, sie klein zu machen und zu vertuschen. Aber wir brauchen auch nicht zu versinken in dieser Schuld, wir brauchen nicht darin verloren zu gehen, denn größer als alle Schuld ist die Vergebung, größer als alle Schuld ist die Liebe des Gottessohnes, der unsre Sünde auf sich nahm.

Es ist wichtig, daß wir es so recht erfahren und einsehen, wie klein und schwach wir sind, wie wir so gar nichts leisten und schaffen können. Aber größer als unsre Schwachheit ist die Kraft und die Größe Gottes, der dort, wo wir versagen, alles getan hat.

So ist Passionszeit und Osterzeit die Zeit, da wir besonders schwer tragen an unsrer Schwachheit und an unsrer Schuld, aber es ist die Zeit auch, da wir all unsre Schwachheit und all unsre Schuld getrost niederlegen dürfen, da wir aus all unsrer Verzweiflung und Hilflosigkeit herauskommen dürfen und uns einfach freuen darüber und danken, daß Gott so Großes an uns getan hat.

Wenn wir nur nicht an dieser Freude vorbeigehen müssen, wenn wir doch nur nicht durch diese Zeit hindurchgehen müssen und die gleichen bleiben, die gleichen mühseligen, beladenen und trübseligen Menschen, die gleichen selbstsichern und hochmütigen Wesen. Wenn uns nur etwas geschenkt würde von dieser Freude und wenn nur in uns die Dankbarkeit und die Liebe zu Gott groß und stark würden, dann hätte diese Osterzeit uns reich gemacht.

Marianne Kappeler.

Um die Not und ums Helfen.

Ein Brief aus dem Appenzellerland.

Gar viele von denen, die heute von der Krisis und der Not im Gebiet der Textilindustrie, speziell im Kanton Appenzell hören, können dies nicht recht begreifen, denn, wer selber einmal durch jenes Hügelland gewandert ist, wo die freundlichen Dörfer

Abend auf Golgatha.

Eben die dornige Krone geneiget, verschied der Erlöser,
Weißlich in dämmernder Luft glänzte die Schulter des Herrn;
Siehe, da schwebte, vom taugen Schimmer gelockt, die Phaläne
Flatternd hernieder, zu ruhn dort, wo gelastet das Kreuz.
Langsam schlug sie ein Weilchen die samtenen Flügel zusammen,
Breitet sie aus und entschwand fern in die sinkende Nacht
Nicht ganz blieb verlassen ihr Schöpfer, den Pfeiler des Kreuzes
Hielt umfangen das Weib, das er zur Mutter sich schuf.

Gottfried Keller.

Wanderndes Mädchen.

Von Regina Ullmann.

Sie wanderte durch ein Dörfchen, welches durch seinen Nelkenschmuck im weitesten Umkreis bekannt war und gerühmt wurde. Und die kleinen Blumenwasserfälle ergossen sich in rotem und weißem Gefäll über die Altanen. Eine Mutter hing ihre Erstlingswäsche in einer Art und Weise darüber auf, daß man wohl merken konnte, sie halte sie für schöner als jede Nelke. Ein Ladenglöcklein ertönte, Geruch frisch gebackenen Brotes folgte der Wandernden. Der Himmel besaß ein Blau, welches weit in die Dinge hineindrang. Und jedes Steinchen und jeder Käfer zersplitterte die Sonnenstrahlen diamantfeurig. Die Wälder lagen ferne und in einem andern Blau als dem des Himmels: einem träumerischen, quellenhaften. Und der Weg dahin wurde dem Mädchen bereits peinigend. Denn wo Korn und Mohn und Wegerich sich entfalten, da ist es, als backe die Erde Brot. Sie meint nicht den Menschen mehr, obwohl sie, wie sie so da liegt, als Acker, ein Werk seiner Hände ist. Es scheint, als könne sie in dieser Stunde ihm gefährlich werden. Ein Hund holte in wiegendem Galopp die Fremde ein, erschnupperte sie in Schattenlänge und lief in einer anderen Richtung wieder fort, die zeigte, wie weit es überall hin war. Als er nur noch einen Strich in der Landschaft bedeutete, nicht einmal mehr Farbe, fuhr ein Feldhuhn kreischend aus dem Straßengraben empor. Grillen kitzelten endlos die Stille, als singe die Erde. Bis endlich der Wald näher trat und eine Kirchturmspitze aus der Niederung emportauchte.

Dort unten mußte ein Markt abgehalten werden, denn man vernahm von einer einzigen Richtung aus anklagendes, ungeduldiges Muhen und das schreckhafte, wehleidige Kreischen und Quieken der Schweine. Man fühlte ordentlich, wie die Hühner gepackt und beschaut wurden. Es drang beinah wie ein Hilferuf an das, was nicht hört und sieht, empor. Aber das Merkwürdigste war, daß man die Menschen aus dem vielfachen Getrampel heraus nicht erkannte, obwohl sie nicht die stillsten zu sein schienen. Der oberste Teil einer Scheinfassade wohlerhaltener Kleinstadthäuser, das höchste zählte drei Stockwerke, wurde sichtbar. Kulissenhaft wie ein Marionettentheater, reizend und lächerlich zugleich. Um eine Biegung wurden auch die vorhandenen Zelte der Verkaufsstände sichtbar. Die Menschen aber fand die Wandernde zuletzt. Nicht weil sie nicht da waren, sondern weil sie von Stand zu Stand kaum sichtbar sich fortbewegten. Indessen, einmal wahrgenommen, zeichnete sich da und dort ein Umriß aus: das Haupt eines Bosniaken, eines Bauern und noch eines Bauern. Kinder verschwanden, und Frauen waren verhältnismäßig nur wenige da.

Gut eine Stunde verbrachte die Fremde über ihnen auf einer Ruhebank und sammelte da ihre von der Sonne zerstäubten Geister mählich zurück. Sie brauchte lange dazu. Wie eine wellige Glasmasse wurde ihr der Niederblick vor den melancholischen Augen. Ob sie das war, ob nur die Müdigkeit das aus ihr machte, mag dahingestellt bleiben. Sie legte ihre eine Hand auf einen recht merkwürdigen Strohhut. Einen Jungmädchenhut, dessen breiter Rand durch den niedrigen Deckel wie eine einzige Fläche aussah. Er mochte einmal recht hübsch gewesen sein. Aber das weißliche Stroh war von der Sonne bräunlich geworden und der Blumenkranz ohne Blumen. Das gibt es. Zuerst hatten sich wohl die Maiglöckchen und ihre dazugehörigen Blätter gelichtet. Dann waren die dünnen Gummistengel gefolgt, aber nur, indem sich ihre Röhrchen ins Nichts verloren. Und ein Drahtkranz mit ein paar zäheren Maiglöckchen und vereinzelten Blättchen war zurückgeblieben. Daß sie diesen nicht entfernte, konnte dem einen Beschauer lächerlich, dem andern erschütternd vorkommen. Daß die Fremde aber einmal etwas auf ihr Aussehen gegeben hatte, das entnahm man aus einem gewissen Einklang der Farben. Das Kleid war ebenfalls grün gewesen. Vorn war es nämlich braun, wie es der Sonne gefiel. Rückwärts mochte es, besonders in der Umgebung des Rucksackes und des Mantels, seinen frischen Farbenton sich erhalten haben. Um den jugendlichen Halsausschnitt lief das Ornament einer entfernten Spitze. Sie mußte grobkörnig gewesen sein, eine Handarbeit. Warum sie sie nicht mehr angenäht hatte, erwiderte sich mit dem Strohhut. Uebrigens war das Kleid keineswegs zerrissen. Es war ein bürgerliches Kleid, in Reformschnitt, ein wenig steckenhaft, aber an der jugendlichen Gestalt noch nicht ganz verloren.

Als sich die Gestalt endlich erhob, konnte man sehen, wie Haupt und Gesicht zusammengehörten. Die Haare waren braun und ein wenig gewellt. Sie grüßte nicht, und am Schritt hörte man schließlich, daß sie abwärts gehe. Nun war sie, von oben betrachtet, noch einmal namenlos geworden. Was sie hergeführt, schien kaum verständlich zu sein. Der Zweck des Lebens ist etwas so Festgefügtes. Er ist die Urzelle, aus der heraus wir leben. Und sie wirkt sich unter den Milliarden andern aus als Mensch, als Haus, als Ladenglöcklein, als Feldhuhn und Marktzelt! Alles hat einen Zweck und ist ein Zweck und wird uns als solcher sichtbar. Wenn dieses Mädchen nun herumlief, als besitze es keinen oder kümmere sich nicht um ihn, dann mußte sich das Nichts seiner bemächtigen. Es ist der eigentliche Autor vieler Geschehnisse, und wenn er sein Urheberrecht zu gering einschätzt und es sowohl in erhabenen wie in unwiderholbaren Momenten preisgibt, so nur aus dem Gefühle seiner Unerschöpflichkeit heraus.

Klein war der Markt, aber schwer durch ihn hindurchzukommen, und die Bauern befanden sich in einem zähen Gespräch. Die Händler schienen warten zu können. Und wenn man es so nahm, war es im Vergleich zu den vielen Menschen, die da handelten und feilschten, eigentlich still. Denn Bauern machen keinen Lärm, solange sie nicht beim Glase sitzen. Es gibt da Eisenteile und Landgeräuchertes, Leder und Handgewobenes. Es gab große Käsestände und Butter in Kübeln. Es war ein ernster Markt. Einer für Bauern und Ortseingesessene und nicht

mit den schmucken Häusern so behaglich in die grünen Wiesen eingebettet liegen, wo Straßen und Plätze stets so sauber gekehrt, die Häuserfronten so neu bemalt und die Vorhänge so frisch gewaschen aussehen, als ob gerade ein Festtag im Anzug wäre, der hat von jenem Flecken Erde wohl alles andere eher als den Eindruck von Not und Bedrängnis mitgenommen.

In der Tat genießt unser Voralpenland manche Vorteile, es hat viel Licht und Sonne, viel grüne Weite, es hat zum Teil auch das, was den Menschenansammlungen der Großstadt das Kostbarste zu sein scheint, das Eigenheim für jede Familie: ein kleines Haus mit blinkenden Fenstern, Blumen im Gärtchen und ein Stück Wiesland dazu. Das ganze Ländchen ist ja aufgeteilt in kleine Parzellen, es gibt kein Großbauerntum bei uns, nur kleine Gehöfte mit Umschwung für wenig Stück Vieh, die den Besitzer und seine Familie nicht zu ernähren vermöchten. Doch dazu kommt dann als das spezielle Merkmal jedes Bauern- und jedes Appenzellerhauses überhaupt das ihm eingebaute Sticklokal oder der Webkeller mit der Stickmaschine oder den Webstühlen, daran in den vergangenen guten Zeiten der Vater saß und arbeitete und die Mutter ihm zur Hand ging, wenn sich's um's Sticken — oder am eignen Webstuhl wenn sich's um's Weben handelte. Und die Kinder alle hinunter bis fast zum Kleinsten wurden mitbeschäftigt mit fädeln und spulen und ungezählten andern Handreichungen.

Es war ein fleißiges Leben damals, als die fremden Kaufleute aus der weiten Welt in Scharen in der Gallusstadt abstiegen, sich die schönen Muster besahen und zu hundert Dutzenden die breiten, reichen Stickereien, in schweren Ballen die gewobenen und bestickten Stoffe bestellten. Aufträge und Bestellungen gingen von St. Gallen in alle abgelegensten Dörfer des Appenzellerlandes hinauf, mehr Arbeit schier als Hände sie auszuführen. Alles mußte mit heran, von ausgerechneten Wochenarbeitsstunden wußte niemand, kaum die Kinder von abendlicher Freizeit. Als Gegenwert zu dieser äußerst intensiven Arbeitsleistung kam dann allerdings das Geld und brachte Wohlstand, und da es im Interesse der Arbeit lag, im eignen Hause zu schaffen und der Appenzeller überhaupt seine Scholle liebt und sich gerne festsetzt, gefiel es ihm, seinen Verdienst zu verwenden zur Erwerbung und Instandhaltung eines eigenen Heims, das er in der Folge mit soviel Liebe und Sorgfalt pflegte, daß selbst lange Jahre der Knappheit diesen allgemeinen Eindruck von Anmut und Sauberkeit nicht herabzudrücken vermochten.

Dann aber kam ein Tag, es ist jetzt schon lange her, da gefielen Frau Mode die reichen Weißstickereien nicht mehr. Das war die erste Erschütterung, die wie ein leises Beben von St. Gallen aus hinauf ging in alle Häuser und Häuslein Appenzells. Dann kam der Krieg mit seinen Sorgen und Aengsten, hernach der Frieden und damit erst die Krisis in ihrer furchtbaren Schwere. Denn statt Wiederkehr altgewohnter, normaler Verhältnisse stiegen neue Schrecken auf: Zollschranken, Luxussteuern, politische Unsicherheiten, Geldmangel, Wirren und Aufstände in den Absatzgebieten usw. Die Käufer in der Gallusstadt sind selten geworden, seltener noch die Aufträge oben im Appenzellerland, — — — denn nach der wenigen Arbeit, die heute noch ausgegeben wird, strecken sich in der Stadt selbst genug Hände aus — — —. Seltsam still ist's geworden in den Dörfern, wo vorher so reges Leben und Betrieb geherrscht hat, kein Laut mehr dringt aus den Stick- und Weblokalen, wobei einst vom frühen Morgen bis zum späten Abend das muntere Ticken und Klappern getönt. Viele Stickmaschinen sind bereits zum alten Eisen gewandert, in trauriger Leere gähnen die Räume, da und dort steht noch ein Webstuhl unter Tüchern vergraben, verstaubt und unbeachtet. Der Boden ernährt nur einen Bruchteil der Bevölkerung, andere Verdienstmöglichkeit am Ort selbst findet sich nicht, es bleibt nichts anderes übrig als auszuwandern. In der Tat setzt man alles daran, um jüngern Leuten auswärts Arbeit zu suchen und sie dort festwachsen zu lassen; wie stark diese Abwanderung eingesetzt hat, beweist das Resultat der letzten Volkszählung. Bis um 1900 herum war ja der Kanton Appenzell der am stärksten bevölkerte, dann ging's zurück, erst langsam, dann immer schneller. Aber es bleiben immer noch viele genug, die nicht auswandern können, ältere Leute, die zu völliger Umstellung nicht mehr gelenkig genug sind, schwächliche, kränkelnde Menschen, denn der ständige Aufenthalt im Stick- oder Weblokal hat keinen gesunden kräftigen Menschenschlag geschaffen; es bleiben die vielen kinderreichen Familien, denen zum Teil gerade das zum Verhängnis wird, was früher ihr Wohlstand ausmachte, ihr eigenes Häuschen. Alle Ersparnisse sind darin angelegt, mitnehmen können sie es nicht, verkaufen läßt es sich nicht, weil kein Bedarf dafür da ist; zwingt die äußerste Notlage doch zu diesem Schritt, so ist das Ergebnis oft ein erschütterndes. Z. B. sind in letzter Zeit in abgelegenen Gemeinden verkauft worden ein 3 Familienhaus für 5000 Fr., ein Einfamilienhaus für 1000 Fr., ein Geschäftshaus mit weiten, luftigen Räumen für 4000 Fr. Viele denken nun sicher, ach, wenn man dies alles nur zur rechten Zeit wüßte, bei so billigen Preisen ließe sich doch mit Leichtigkeit etwas Neues anfangen! Sollten diese Zeilen jemanden animieren, im Appenzellerland ein Ferienhäuschen zu kaufen oder sich dort in den Ruhestand zu begehen, so wird er mit offenen Armen aufgenommen werden und Objekte stehen ihm genug zur Verfügung. Aber das Einrichten neuer Industrien ist nicht so einfach, das wissen all' die vielen, die die Sache schon geprüft und sich bedauernd wieder zurückgezogen haben; wie sollte man auch heutzutage in diesen abgelegenen Dörfern, die so weit vom Verkehr weg sind, arbeiten und konkurrenzfähig bleiben können! Man denke sich, die Hälfte aller Appenzellerdörfer liegt überhaupt außer Bereich einer Eisenbahnlinie, die übrige Hälfte liegt an Schmalspur-Straßen- oder Drahtseilbahn mit Ausnahme von Herisau, wovon in diesen Ausführungen überhaupt nicht die Rede ist. Dazu kommt, daß die Gemeinden, aus denen in den letzten Jahren langsam aller Wohlstand gewichen ist, ihre Steuerschraube auf's schärfste anziehen mußten, um nur existieren zu können. Und da liegt auch die Kehrseite der Auswanderung, die Steuerkraft nimmt ab, die Zahl der auswärtigen Gemeindeangehörigen und damit der Armenlasten nimmt zu, so daß dies Mißverhältnis für einzelne Gemeinden ganz verzweifelte Situationen geschaffen hat.

Das ist heute die Lage bei uns. Wer nun aber glaubt, daß diese allgemeinen trüben Verhältnisse sich in besonderer Traurigkeit der Bevölkerung zeige, der täuscht sich wiederum. Erstens ist Kopfhängertum nicht gerade eine spezifische appenzellische Eigenschaft und zweitens würde auch die größte Not kaum vor fremden Augen aufgedeckt. Etwas tiefere Sorgenfalten in manch müdem, vorzeitig alt gewordenem Antlitz, zahlreicher die dürftigen, schmächtigen Kindergestalten, sonst aber sähe wohl auch ein aufmerksamer Beobachter kaum einen Unterschied gegenüber früher. Und der Sinn fürs Korrekte, Sabere bleibt dem Appenzeller durch alle Entbehrungen hindurch; eher würde eine Mahlzeit übersprungen, als daß eine zerbrochene Fensterscheibe unersetzt bliebe, lieber duckt man sich im Winter in der Stube, dem einzigen geheizten Raum auf ein Mindestmaß zusammen, als daß die Blumenstöcklein erfrieren müßten, die im Sommer wiederum den Garten zieren sollen. Und geschickte Hände finden immer etwas zum Schmücken, und wären es auch nur ein paar neue Vorhänglein aus irgend einem modischen Kleidungsstück, das einer Liebesgabensendung beilag und wofür die Dörfler in ihrer Einfachheit sonst keine Verwendung finden. Und dann bleibt dem Appenzeller immer noch das, was keine Not ihm rauben kann, das Lied. — „Es ist ärgerlich", sagte mir kürzlich eine geplagte Frau, „es ist gerade als ob wir mehr Hunger hätten, seitdem mein Mann ohne Arbeit ist und ich auch kein Stücklein mehr zum Weben bekomme. Und die Kinder reden auch immer vom Essen. Aber dann singen wir halt und dann vergessen wir's wieder!" Und als ich diesen Winter einer Schülerjepsung beiwohnte und nach Schulbeginn noch mit den Lehrern unterhandelnd in den Gängen hin und her spazierte, da ging in keinem der Schulzimmer der übliche Radau los, da hub überall ein Singen an so hell und froh und ungezwungen, daß man's deutlich spürte, das war keine Pflicht und keine Schulaufgabe, das war der Ausdruck des eigentlichen Seins, dem es gegeben ist sich zu freuen, wo andere nur Grund zum Klagen fänden.

Und so ein Grund zum Freuen das waren die Liebesgabensendungen von diesem Winter, womit viel verborgene Not gemildert werden konnte in Fällen, wo die Arbeitslosenversicherung nicht ausreichte, um nur das Nötigste zu beschaffen, oder wo sich jemand bis aufs äußerste sträubte, von der Gemeinde Hülfe zu verlangen. Denn die völlig verarmten Gemeinden machen es ihren Angehörigen oft nicht leicht, sich unterstützen zu lassen. Da hat denn diese diskrete Hilfe, deren man sich nicht zu schämen brauchte, die in keinem Gemeindebüchlein aufgekreidet, dort für alle Zeiten stehen bleibt und bei erster Gelegenheit wieder hervorgezogen wird, unendlich wohl getan. Je praktischer und je stärker den alltäglichen dringlichsten Bedürfnissen angepaßt, desto willkommener war sie natürlich. Und zu der materiellen Erleichterung kam wiederum die Freude, welche es erleichtert, den Schwierigkeiten des Alltags tapfer zu begegnen und dabei unentwegt an eine bessere Zukunft zu glauben.

E. Ref.

George Cadbury*)

Von Regina Kägi-Fuchsmann.

Wer Henry Fords Buch: „Mein Werk" gelesen hat, wird gepackt von der gewaltigen Symphonie der Arbeit, die einem daraus entgegenbraust. Man fühlt sich mitgerissen von der grandiosen Schöpfung des menschlichen Verstandes, der fast Herr der Materie geworden zu sein scheint. Aber die Benommenheit und Verzauberung dauert nicht lange; sie macht einem tiefen Grauen Platz, einem Grauen vor dem laufenden Band. Wer dann noch gar als Illustration zu Ford Ilja Ehrenburgs Roman: „Die Geburt des Auto" auf sich wirken ließ, dem erscheint das laufende Band als der böse Dämon, aber auch als Symbol unserer Zeit: es läuft immer, immerzu, ohne Rückkicht, ohne Aufenthalt, blindwütig und ohne der Menschen zu achten, die an ihm ihre geisttötende, sich ewig gleichbleibende Verrichtung erledigen. Was für eine harmlose, kindliche Einrichtung war doch der alt-heidnische Gott Moloch, in dessen geheizten Metallrachen man in Notzeiten Menschenopfer legte! Muß unsere moderne Wirtschaft, fragt unser ganzes Sein entsetzt, muß moderne Wirtschaft wirklich am laufenden Band orientiert sein? Gibt es nichts, was die grausame, fast naturhafte Gesetzmäßigkeit dieser menschenzerstörenden Maschine mildert, aufhebt?

Henry Ford hat die 5 Tage Woche eingeführt, er bezahlt hohe Löhne. Aber wenn das laufende Band zu viele Autos auf den Markt gespien hat, so daß selbst das reiche Amerika sie nicht mehr kaufen kann, dann bleibt auch ihm nichts anderes übrig, als die Tore seiner Fabrik zu schließen und Zehntausende seiner Arbeiterschaft der Arbeitslosigkeit in einer trostlosen Industrie-Großstadt zu überlassen. Lösung der Wirtschaftsfrage? Befreiung der Menschen durch das laufende Band? Wer glaubt das heute noch? Muß nicht Befreiung des Menschen aus tieferen Quellen brechen?

George Cadbury, der englische Großindustrielle, hat kein Buch geschrieben über sein Werk. Und doch steht es heute in imponierender Größe vor uns. Auch in seinen Fabriken wird am laufenden Band gearbeitet. Keine Errungenschaft der modernen Technik, welche den Betrieb intensivieren konnte, wurde nicht geprüft. Wo liegt der Unterschied zwischen dem Engländer, dessen Fabriken fast ganz England und einen großen Teil seiner Kolonien mit Kakao und Schokolade versehen und dem Amerikaner, dessen flinke Autos in der ganzen Welt so bekannt sind, daß selbst unsere Schulbuben mit Kennermiene sagen: 's isch numé ähn Ford!?

George Cadbury wurde am 19. Sept. 1839 in Birmingham geboren als Sohn einer alten angesehenen Quäker- und Kaufmannsfamilie. Tiefe, aufrichtige Frömmigkeit, verbunden mit kaufmännischer Begabung waren in der Familie Tradition. Verschiedene seiner Vorfahren hatten sich in Glaubenskämpfen hervorgetan oder waren vorbildliche Arbeitgeber gewesen; seine Eltern opferten einen großen Teil ihrer Kraft u. Zeit der Abstinenzbewegung. Im Jahre 1861 übernahm George mit seinem Bruder Richard das väterliche Geschäft. Sie besaßen zusammen 10,000 Pfund Sterling, und ein Geschäft, das mit Schulden überhäuft war, das immer mehr Arbeiter entlassen mußte und dessen Liquidation nur noch eine Frage der Zeit schien. Mit äußerster Strenge gegen sich selbst, welche sich jede unnötige Ausgabe versagte, mit angestrengtester persönlicher Arbeit, durch ständige Verbesserungen ihres Produktes, durch reelle Geschäftsgrundsätze brachten es die Brüder soweit, daß in 10 Jahren nicht nur der Fortbestand des Geschäftes gesichert war, sondern daß die alten Lokalitäten innerhalb von Birmingham zu klein wurden, die Zahl der Arbeiter von 12 auf 300 stieg. Zu dieser Arbeiterschaft hatte George Cadbury ein brüderliches Verhältnis; er kannte ihre Familienverhältnisse, spielte mit ihnen in der freien Zeit Cricket und Fußball und nahm an ihrem persönlichen Erleben teil. Er hatte schon in den ersten Jahren gemeinsame Morgenandachten eingeführt, für die er sich immer aufs sorgfältigste vorbereitete. Selbst als der Betrieb später auf 5000 Arbeiter angewachsen war, wurden diese Andachten weitergeführt, und zwar so, daß eine Gruppe je einmal in der Woche daran teilnehmen konnte. 30 Jahre lang hat sie Cadbury selber geleitet. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Leistungsfähigkeit eines industriellen Unternehmens weniger von den guten Maschinen und Arbeitsmethoden, als von den arbeitenden Menschen abhänge und daß die Rücksichtslosigkeit, mit der die Industrie ihre Arbeiter ausbeute, eine ungeheure Verschwendung von menschlicher Kraft bedeute. Das Wohl der Arbeiter sei auch das Wohl der Fabrik. Darum verlegte er die neue Fabrik hinaus aus dem rußigen, schmutzigen Birmingham in eine ländliche schöne Gegend, die leicht von der Stadt her zu erreichen war. Gleichzeitig mit der Fabrikanlage ließ er 16 Doppelwohnhäuser erstellen. Um diese kleine Ansiedelung gruppierte sich bald eine kleine Stadt, nicht zufällig und willkürlich, sondern nach genauen Plänen und Überlegungen für die gesundeste und schönste Überbauung des Terrains. Aber nicht nur für die Aufteilung des Quartiers, sondern für jede Einzelheit der zu errichtenden Häuser interessierte sich George Cadbury, und zwar hatte er dabei immer das Wohlbehagen der künftigen Bewohner und die Entlastung der Hausfrauen im Auge. Inmitten der Wohnhäuser baute er ein vorbildliches Schulhaus mit Spielplätzen und Freibädern sowie ein Gotteshaus, das den Anhängern aller Bekenntnisse offen stand, denn dieser Quäker war weit genug, um wahre Religion in jeder zeitgebundenen Form zu erkennen und anzuerkennen. Auch an die Alten dachte er, indem er eine ganze Kolonie von Häuschen für die aus dem Erwerbsleben Zurückgetretenen reservierte. Jedes Haus steht in einem großen Garten, und George Cadbury wußte die Freude am Gartenbau anzuregen, indem er Ausstellungen der Produkte verbunden mit Prämierungen veranstaltete, Gartenbaukurse abhalten ließ, Sämereien und Gartenwerkzeuge zu billigem Preise zur Verfügung stellte. So entwickelte sich aus den 16 Arbeiterhäusern um die neuen Fabrikanlagen in Bournville zielbewußt die erste Gartenstadt der Welt; sie hat auf die Gestaltung der modernen Städte revolutionierend gewirkt und hat nicht nur in England, sondern auch in Europa Anstoß gegeben zur Aufrollung des Wohn- und Siedelungsproblems.

Gewaltig ist der Ideenreichtum, dem Cadbury mit der Schöpfung von Bournville segenspendende Wirklichkeit verliehen hat; gewaltiger noch ist, daß er, nachdem er dieses Wunder des guten Willens als Schulbeispiel der ganzen Welt hingestellt hatte, es mit allem Drum und Dran dem Staate als gänzlich unbelastete Stiftung schenkte. Bei der Übergabe belief sich der Gesamtwert der Stiftung auf 4,318,000 Franken. Wieviele Menschen treffen wir, die ein Werk schaffen — sei es groß oder klein — und die dann sagen können, wenn es blüht: nun wachse und gedeihe, ich gebe dich frei. Das ist das Gewaltige bei George Cadbury, daß er bei allen seinen Werken immer wieder in den Hintergrund treten und sich auslöschen konnte. Er machte sein Wort zur Wahrheit: aller Gottesdienst ist Dienst am Mitmenschen.

(Schluß folgt.)

*) George Cadbury, ein Bahnbrecher auf sozialem Gebiet. Nach der engl. Ausgabe von A. G. Gardiner, bearbeitet von Willi Kobe. Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.

Die „Bresche".

Infolge Rücktritts hat die Gemeinde Neuhausen eine Pfarrstelle zu besetzen. Die Kirchgemeinde beschließt, zu diesem Zwecke eine Pfarrwahlkommission zu bestellen. Und ganz spontan wird vorgeschlagen: in diese Pfarrwahlkommission gehören Frauen. Die Versammlung stimmt zu und wählt sofort zwei Frauen in diese Kommission, ohne daß man vorher mit den Betreffenden Rücksprache genommen oder irgendwelche Verhandlungen stattgefunden hätten. Die Gewählten sind Frau Lieb-Graf, die Präsidentin unseres Stimmrechtsverbandes, und Frau Dr. Möller, die Frau eines Arztes. Wir gratulieren!

Weniger erfreulich ist, daß im Entwurf zum neuen Armen- und Fürsorgegesetz die Frauen von der Mitgliedschaft in den Armenbehörden ausgeschlossen sein sollen. Allerdings sieht das Gesetz vor, daß in besonderen Subkommissionen der Fürsorgekommission, z. B. in der Jugendfürsorge, Trinkerfürsorge etc. speziell auch Frauen mit besonderen Aufgaben zu betrauen seien. Diese Frauen dürfen mit beratender Stimme zu den Verhandlungen zugezogen werden.

In seiner Botschaft begründet der Regierungsrat seinen mehr als bescheidenen Fortschritt mit den Worten: „Die Wahl der Frauen wäre ohne weiteres zu begrüßen, ist jedoch aus verfassungsrechtlichen Gründen nicht möglich!" Als ob noch nie schwierigere verfassungsrechtliche Widerstände bei einigermaßen gutem Willen besiegt worden wären. Wir haben der Regierung übrigens schon vor gut Jahresfrist einen Weg gewiesen, auf dem diese schlimme Schranke überwunden werden könnte, indem wir eine Petition einreichten, welche eine Verfassungsänderung in dem Sinne verlangt, daß den Schweizerbürgerinnen vom 20. Jahre an das aktive und passive Stimmrecht in Armen-, Schul- und Kirchenangelegenheiten gewährt werde. Trotzdem wir verschiedene Male vorstellig wurden und uns um das Schicksal unserer Petition bemühten, sind noch keine Schritte zu ihrer Behandlung getan worden. Wir werden dafür sorgen, daß sie nicht in Vergessenheit gerät. Gerade die Einführung des neuen Armen- und Fürsorgegesetzes bedingt eine Verfassungsänderung an verschiedenen Punkten; wir werden uns mit ganzer Kraft dafür einsetzen, daß bei dieser Gelegenheit auch an dem ominösen Paragraph 4 gerüttelt wird, der die Frauen von der Mitarbeit am Staate ausschließt.

Uebrigens halten wir die regierungsrätlichen Bedenken, daß die gegenwärtige Verfassung die Mit-

---

etwa zur Belustigung und zur Hebung irgendeines Fremdenverkehrs. Der Markt, wie er sich in den Einsamkeiten bildet, wo die Notwendigkeit im Vordergrunde ist. Es gab ja auch einen Stand, an welchem Lebzelterware und Zuckerstängel und ein wenig blechernes Spielzeug zu haben war. Und Töpferwaren, zum Teil mit hübschen Glasuren, ließen sich recht verlockend ansehen, wie sie da auf der Erde strohgebündelt oder aufgeschichtet waren. Aber die Schiffschaukel fehlte und das Karussell. Wie an die Erde gewachsen schien so ein Bauer zu sein, und die Ausdauer des einen teilte sich einem nächsten mit, ohne daß die Mittagspause den Handel abgebrochen hätte. Eine kleine Brise blähte am Nachmittag die Zelttücher und labte die geplagten Tiere. Die Menschen schienen auch das nicht zu fühlen. Die Wirtshäuser waren leer, solange es da draußen noch etwas zu hoffen und zu erreichen gab. Das Mädchen, als nehme es jeden Zustand an, welchen es irgendwo vorfand, war ohne Regsamkeit, bald an dem einen, bald an dem andern Stande aufgetaucht und stehen geblieben. Aber gekauft hatte es nichts. Jedoch mochte es von der Zähigkeit des Handels, von dem nur mählichen Ablassen eines festgesetzten Preises auf seine Weise gebannt worden sein. Denn es sah bald zu dem Käufer und bald zu dem Händler hinüber. Sah ihm auf den Mund und auf die Hände und trat von einem Fuß auf den andern, welches stillstehende Getrampel gleichsam das Sprechende und Typische dieses Marktes bildete. Als die Kirchenuhr fünf schlug, ließ es von seinen Betrachtungen ab, wurde von einer Hohlheit in seinem Magen zum Wirtshaus hingetrieben.

Ein flaches Gebäude. Die Wohlhabenheit, die sich aus Speck und Schweinebraten ernährt, der die Sauberkeit wie ein Teller und ein Glas ist und welcher die Hand, die grüßt, direkt aus dem Hosensack kommt. Noch war es leer in der Stube nicht einmal der Wirt zu sehen. Das Mädchen mochte mit seinen Augen eine große Umständlichkeit haben, der Art und Weise nach zu urteilen, wie es die alte Standuhr in sich aufgenommen, den Schanktisch und eine Längstafel, welche in ihrer Ernsthaftigkeit einer Rathaustafel glich. Die runden Tische waren heiterer, der größte von ihnen vor der geschweiten Erkerbank, vom Schrubben und Scheuern abgenützt, aber dafür um so weißer. So, daß ihm ein Tischtuch, hätte es ein solches in dem Raume gegeben, nur seine Eigenschaft genommen haben würde. Das Haus lag auf der Schattenseite, und es war kühl in ihm; vielleicht sogar dunkel, wenn man von draußen hereinkam. Jedenfalls ging das Mädchen nur mit zögerndem Schritt auf den Erker zu und setzte sich aber mit plötzlicher Schnelligkeit an seine innerste Mitte. Als hoffe es da am geborgensten zu sein! Jedenfalls war es scheu unter den Leuten, die noch nicht einmal da waren! Es bestellte sich ein Bier, einen Käse und Schwarzbrot. Nahm sich Salz und Pfeffer auf den Teller und tupfte die Brödlein darin ein. Es war eine Einsamkeit um das Geschöpf, welche nicht nur von dem Raume ausging. Durch die Abkühlung schien es etwas zu frieren. Schließlich aber faltete es vor dem zurückgeschobenen Teller die Hände und verlor die Zeit.

Es mochte gegen sechs Uhr sein, als die ersten Bauern eintraten. Gegen sieben Uhr folgten ihnen die Händler nach. Hunde und Kinder schlüpften unter den Bänken und Tischen hindurch und suchten nach einem Platz, wo man sie duldete und einer saß, der ihnen gut war. Der Wirt ging herum und ein paar Bauernmädchen, welche das Amt der Kellerinnen unverdorben und ängstlich verwalteten. Die Wirtin war nicht einmal sichtbar, sie kochte. Viele der Gäste hatten zwar Rauchfleisch oder Käse, ja sogar das Brot mit von draußen hereingebracht, aber entweder verlockte sie der Duft des Gebratenen, oder sie bekamen es von einem andern aufgetischt, der mit ihnen einen Handel geschlossen hatte. Diese mahnenden Bauern machten nicht viel mehr Lärm als die Feilschenden. Nur verlor er sich nicht in der niedrigen Wirtsstube und multiplizierte die Zahl der Gäste zum mindesten ins Zehnfache! Sie waren ganz unter sich, auch insofern sie sich nicht kannten. Jeder hatte an diesem Orte etwas zu suchen gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Ravenna
und seine großen Erinnerungen.

Von Pier Desiderio Pasolini,
übersetzt von Meta von Salis-Marschlins.
Verlag J. H. Ed. Heitz, Straßburg 1930.

Meta von Salis beschäftigte sich neben ihrem dichterischen Schaffen gerne mit historischen Werken; das entsprach schon ihrer altaristokratischen, mit der Vergangenheit eng verbundenen Natur. Ihre Neigung gilt vor allem Italien, ihrem zweiten Vaterland. Pasolinis Werke locken sie wohl deshalb zur Übersetzung, weil er viel Interesse für die Frauen bekundet und deren Anteil an der Geschichte mit besonderer Vorliebe ausmalt.

So hat Meta von Salis schon im Jahr 1895 Pasolinis Lebensbild von Katharina Sforza übersetzt und herausgegeben. In ihrem Vorwort dazu gibt sie ihrer Freude und Genugtuung Ausdruck darüber, daß ein Mann diese feine und gerechte Analyse eines Frauencharakters unternommen habe, eines Charakters, der uns trotz aller Fehler durch seine heroische Größe fesselt. In der etwas gekürzten, flüssigen Übersetzung liest sich dies Lebensbild wie ein Roman.

Zu dem nun erschienenen Werk „Ravenna" konnte Meta von Salis keine Vorrede mehr schreiben. Übersetzt hatte sie es schon vor dem Kriege, aber es mußte wie vieles andere liegen bleiben.

In einer Reihe eindrucksvoller Bilder erweckt Pasolini die Vergangenheit seiner Vaterstadt zu neuem Leben, und man staunt über den Reichtum wichtigen Geschehens auf diesem Fleck der Erde, vergegenwärtigt man sich doch nicht immer, daß der Name dieser Stadt durch zwei Jahrtausende erklang und daß sie einst herrschte vom Ebro bis nach Dalmatien.

Wir sehen Cäsar mit seinen Legionen in Ravenna einziehen und von dort aus den entscheidenden Schritt über den Rubikon tun.

Sechzig Jahre später naht ein Zug mit einer traurigen Frauengestalt. Thusnelda, die Germanenfürstin, ist es, die in Ravenna mit ihrem Söhnlein in der Verbannung leben muß.

In buntem Wechsel ziehen die Gestalten an uns vorüber. Auf das zerbröckelte Römerreich, dessen letzte Herrscher in Ravenna residierten, setzt Odoaker seinen Fuß. Doch ihn stürzt Theodorich, der mit seinem Volk von 300,000 Goten das Land überschwemmt; vergeblich versucht er durch mehrere Jahrzehnte heldenhafter Größe sie mit den Römern zu

arbeit der Frauen in den Armenbehörden ausschließe, nicht einmal für stichhaltig. Haben wir nicht auch eine Arbeitsschulinspektorin mit amtlichem Charakter, die als solche auch Behördemitglied ist? Nach der regierungsrätlichen Interpretation der Verfassung wäre ja ein solcher Zustand verfassungsrechtlich auch nicht zulässig. Aber gerade dieses Beispiel zeigt, was die Gewohnheit macht: Wir sind an die Arbeitsschulinspektorin gewöhnt und könnten die Institution nicht missen, darum wird die Frage nach ihrer verfassungsrechtlichen Grundlage gar nicht gestellt.

So oder so, wir werden alles versuchen, um bei der Neuregelung unserer Armen- und Fürsorgeeinrichtungen den Platz zu erhalten, auf den wir im Interesse der Allgemeinheit und der Gerechtigkeit Anspruch erheben müssen. Wenn wir bedenken, daß das alte Armengesetz das patriarchalische Alter von 80 Jahren erreicht hat, so wird man begreifen, daß wir nicht gewillt sind, noch weitere 80 Jahre darauf zu warten, ob uns vielleicht dann das Gesetz dieses selbstverständliche Recht einräumt. R. K.-F.

Die Frage der Verlängerung der Schulpflicht vom Standpunkt der Landwirtschaft.

Der sozialpolitische Ausschuß, der vor einem Jahre die damals viel beachtete Konferenz einberufen hatte zur Besprechung der Frage eines spätern Eintritts der Jugendlichen in das Erwerbsleben und demzufolge der Verlängerung der Schulpflicht um 1 Jahr, welchem Postulat damals fast ausnahmslos zugestimmt worden war, hat im vergangenen Januar eine zweite derartige Tagung einberufen. Diesmal waren es die Kreise der Landwirtschaft, deren Meinung und Stellungnahme zu dieser Frage man kennen lernen wollte. Präsidiert wurde die Sitzung wiederum von Frl. Dora Schmidt, die schon die erste Tagung geleitet hatte.

Dr. Howald, der Vizedirektor des Schweiz. Bauernsekretariates in Brugg betonte, daß vom Standpunkt der Landwirtschaft einer Verlängerung der Schulpflicht über das 14. Altersjahr hinaus nicht zugestimmt werden könne. Die bäuerliche Jugend bedürfe nicht vermehrten Schulwissens, sondern einer frühzeitigen Einführung in die praktische Arbeit. Er meinte, daß gerade die „Verschulung" heute einen Grund des Abwendens so weiter Kreise von der Landwirtschaft bilde und damit den großen Mangel an bäuerlichen Arbeitskräften verursacht habe. Auch der Anregung, zwischen dem Austritt aus der Schule nach dem 13. oder 14. Jahre und der Berufslehre noch ein Zwischenjahr einer Art beruflichen Vorschule einzuführen, sei nicht unbedingt zuzustimmen. Er würde vielmehr namentlich für schwächlichere Knaben vor dem Eintritt in die strenge Berufslehre ein Landwirtschaftsjahr als Parallele zum Hausdienstlehrjahr der Mädchen empfehlen. Im Bauerngewerbe vollziehe sich die Erziehung zu praktischer Arbeit unter den günstigsten Bedingungen. Da finde sich für jede Kraft eine ihrer Leistungsfähigkeit angepaßte Beschäftigung. Eventuell wäre ein späterer Eintritt in die Schule für die Landwirtschaft eher annehmbar, als eine Verlängerung der Schulzeit.

Direktor Dr. Kaeppeli, Vorsteher der Abteilung Landwirtschaft im eidg. Volkswirtschaftsdepartement, wies gegenüber dieser Auffassung daraufhin, daß im Kanton Bern mit seiner starken bäuerlichen Bevölkerung die Schulzeit ja bereits 9 Jahre dauere. Mit ihren der Landwirtschaft angepaßten Ferien habe die Berner Schulordnung sehr wohl auch den Bedürfnissen der Landwirtschaft gerecht werden können. Von anderer Seite wiederum, namentlich aus den Kreisen der Jugendfürsorge, der Berufsberatung und der Sozialarbeit wurde betont, daß die verlängerte Schulpflicht einen notwendigen gesundheitlichen Schutz des Kindes gegen die oft sehr strengen Anforderungen der Berufslehre und des Erwerbslebens bilde. Die Einführung eines landwirtschaftlichen Jahres für die Schulentlassenen sei nicht ohne Bedenken, jedenfalls müßten die nötigen Sicherungen geboten werden, daß damit nicht eine Ausnützung und zu starke Inanspruchnahme, wohl aber eine richtige Behandlung der Kinder garantiert sei.

Zum weitern Studium der Frage wurde eine Kommission eingesetzt. Es dürfte wohl eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben sein, die bis jetzt offenbar noch weit auseinanderliegenden Standpunkte der Industrie und des Gewerbes und denjenigen der Landwirtschaft einander anzunähern, was angesichts der bereits bestehenden 9jährigen Schulzeit im Kanton Bern doch nicht ganz unmöglich sein dürfte.

Von Interesse in diesem Zusammenhang mag noch sein, daß die landwirtschaftlichen Organisationen sich anschicken, eine eigentliche landwirtschaftl. Berufslehre einzuführen mit einem richtigen Lehrvertrag von zweijähriger Dauer, eine Berufslehre wie sie ähnlich die meisten Berufsgruppen ja bereits kennen.

Eine Vorlehre für 14-Jährige.

Im Zusammenhang mit der Diskussion über die Erhöhung der Schulpflicht und die Ausgestaltung dieses 9. Schuljahres mag es interessieren, zu hören, daß man in **Frankreich** schon vor längerer Zeit in Anpassung an die Entwicklung der Industrie dazugekommen ist, für die Schulentlassenen eine Art Vorlehre einzuführen, um diese jungen Arbeitskräfte den neuen Verhältnissen in der Fabrik besser anzupassen. Diese Anlernschulen wollen diejenige Erziehung vermitteln, die unmittelbar dem Eintritt in das berufliche Leben vorangeht. Es wird damit jener wichtige Zeitabschnitt erfaßt, wo das Kind ungenügend entwickelt, um das Werkstattleben richtig mitzuleben, unwissend über seine eigenen Fähigkeiten und Neigungen erstmals überhaupt in Berührung kommt mit Rohmaterial und Werkzeugen aller Art. Dies führt zur Entdeckung seiner ihm eigentümlichen Handgeschicklichkeit und Neigungen mit der Folge einer rationalen Berufswahl und der Möglichkeit, das entsprechende Handwerk nach gewissenhafter Berufsberatung planmäßig antreten zu können. In Paris gehen jetzt bereits etwa 3000 Kinder durch die methodischen stundenweisen Uebungen der Lehrwerkstätten. Die Aufnahme steht allen Kindern offen, Knaben und Mädchen, unter der einzigen Bedingung, daß sie ihre Schulzeit hinter sich haben. Es besteht keine Aufnahmeprüfung. Man kann sich jederzeit einschreiben lassen. Die Lehrwerkstätten sind für die Volksschulkinder bestimmt, die den Wunsch haben, ein Handwerk anzutreten. Im allgemeinen dauert der Aufenthalt hier ein Jahr. Der erste Teil, 6 Monate, ist der Berufsfindung gewidmet. Im zweiten Teil spezialisieren sich die Schüler im Handwerke ihrer Wahl. In gewissen Fällen kann die Vorlehre auf eineinhalb bis zwei Jahre erweitert werden. Für Knaben sind obligatorisch im Anfang je sechs Wochenkurse in der Tischlerei, der Mechanik, der Schlosserei, Schmiede, der Stellmacherei; für Mädchen: Näherei, Putzarbeiten, Stickerei und Weißnähen. Im Laufe dieser Kurse beobachtet man die körperlichen und beruflichen Fähigkeiten. Auch der Arzt gibt sein Urteil über die besondere körperliche Eignung an. Am Ende der 4. Periode wählt das Kind frei ein Handwerk, zu welchem es als geeignet angesehen wurde. Eine allgemeine wissenschaftliche Fortbildung geht neben der praktischen Arbeit einher.

Ein Protest an das Völkerbundssekretariat.

Die ständige gemischte Kommission der internationalen Frauenverbände hat in Sachen der Ersetzung von Dame Rachel Crowdy, der so sehr geschätzten ehemaligen Leiterin der sozialen Abteilung des Völkerbundssekretariates, durch einen männlichen Kandidaten folgendes Protestschreiben an den Generalsekretär des Völkerbundes gerichtet:

Herr Generalsekretär!

Im Namen der ständigen gemischten Kommission der internationalen Frauenverbände erlaube ich mir, Ihnen unsere tiefste Enttäuschung auszudrücken, daß auf Ihren vom Völkerbundsrat gut geheißenen Vorschlag an Stelle von Dame Rachel Crowdy an die Spitze der Sektion für soziale Fragen und Opiumhandel ein Mann als Direktor ernannt worden ist.

Nicht daß wir, wohlverstanden, den geringsten Einwand gegen die Persönlichkeit des neuen Direktors erheben, oder daß wir meinten, gewisse Stellen in der einen oder andern Sektion des Sekretariates müßten nun ausschließlich den Frauen vorbehalten bleiben. Unsere Verwahrung richtet sich einzig gegen die Tatsache, daß durch diese Ernennung sich nun keine Frau mehr an einem höhern Platze im Völkerbundssekretariat befindet.

Es dürfte Ihnen, Herr Generalsekretär, gewiß nicht unbekannt sein, daß die Frauenverbände der Auffassung sind, die Stellung der Frauen im Völkerbundssekretariat sei noch keineswegs die gleiche wie diejenige der Männer, obschon wir andererseits vollkommen zugeben, daß es vermöge der verhältnismäßig späten Zulassung der Frauen zu den akademischen Studien und öffentlichen Aemtern noch schwer hält, weibliche Kandidaten für diese höhern Posten in genügender Zahl zu finden. Aber wir halten dafür, daß — wenn in einer Sektion ein Posten, den eine Frau lange Zeit zu allgemeiner Zufriedenheit eingenommen hat, frei wird und wenn es sich dabei um eine Sektion handelt, deren Programm in so vielen Punkten mit demjenigen der Frauenbewegung in so vielen Ländern identisch ist — die Ernennung eines Mannes an einen solchen Posten den begründeten Forderungen der Frauen nach Gleichbestellung in den Aemtern des Völkerbundes direkt entgegengesetzt sei. Die Ansichten und Wünsche der organisierten Frauen betreffend diese Wahl sind mehr als genug zur Kenntnis der entscheidenden Stellen gebracht worden, die gefallene Entscheidung wird daher in allen Ländern nicht anders als nur die lebhafteste Mißbilligung auslösen.

Wir wissen wohl, daß es für Außenstehende eine heikle Sache ist, sich in Fragen der innern Verwaltung des Sekretariates einzumischen, aber wenn bei Besetzung von Stellen (wie bekannt ist und aus den öffentlichen Ausschreibungen hervorgeht) neben der persönlichen Fähigkeit der Kandidaten auch auf eine gleichmäßige Vertretung der Nationen Bedacht genommen werden muß, so dürfte es weiter auch nicht verwunderlich sein, wenn wir gleicherweise auch auf eine Vertretung des weiblichen Elementes dringen.

Wir möchten noch beifügen, daß wir allen unsern angegliederten nationalen Verbänden eine Kopie dieses Briefes zuschicken in der Absicht, damit unserm Protest eine möglichst weite Verbreitung zu sichern. Denn die Frauen bilden in jedem Lande einen wichtigen Teil jener öffentlichen Meinung, auf die sich in letzter Linie das Ansehen des Völkerbundes stützt. Wir halten deshalb dafür, daß, wenn er wie in diesem Fall Anlaß zur Kritik gibt, es das gute Recht der Frauen — die so treu zum Völkerbund stehen und alles bedauern, was seinem Ansehen schaden könnte — sei, ihrer Enttäuschung Ausdruck zu geben.

Genehmigen Sie, Herr Generalsekretär, die Versicherung unserer größten Hochachtung.

Für die ständige gemischte Kommission der internationalen Frauenverbände

London, S. W. I., Vauxhall Bridge Road, Februar 1931

Edith Bigland, Generalsekretärin.

Studienreise nach England.

Der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht plant eine gemeinsame Studienfahrt nach England. Wir sind in der Lage, vorläufig folgende nähere Details darüber bekannt zu geben:

Dauer: 6 Tage.

Zeitpunkt: Ende Juni, event. Anfang Juli, solange das englische Parlament noch tagt.

Preis: 290—300 Fr.

Plan.

1. Tag: Abreise von Basel ca. 9 Uhr. Ueber Laon-Boulogne-Folkestone nach London. Ankunft 23 Uhr.
Für die welschen Mitglieder des schweiz. Stimmrechtsverbandes ist bei genügender Beteiligung die Abreise von Genf aus vorgesehen, bei ungenügender Teilnehmerzahl erfolgt sie ebenfalls von Basel aus.

2. Tag: Vormittag und Nachmittag Rundfahrt durch London in Autocars. Besichtigung von Tower und Westminster Abbey. Abends Theater oder Empfang durch einen Frauenverband.

3. Tag. Tagesausflug nach Windsor-Eton-Themse etc. Abends Meeting oder Empfang oder Theater.

4. Tag: Besuch des British Museums. Einzelbesuch des Parlaments, wenn möglich. Tee-Empfang auf der Terrasse des Unterhauses durch eine Parlamentarierin. Je nach Wunsch und Möglichkeit Besuch des Hauptquartiers der weibl. Polizei, eines von den Frauen geleiteten Spitals, eines Settlements, des Sekretariates des Weltbundes für Frauenstimmrecht, von Crosby Hall (int. Akademikerinnenverband) usw. Abends frei oder Besuch einer Frauenversammlung (kann erst kurze Zeit zum voraus bestimmt werden).

5. Tag: Fortsetzung der Besuche je nach Wunsch und Beteiligung. Nachmittag frei, event. Parlamentsbesuch für den zweiten Teil der Gesellschaft. Abends Oper.

6. Tag. Vormittag frei. Nachmittag Abreise nach dem Kontinent

Im Preise sind inbegriffen:

1. Fahrt in der 2. Kl. Basel-London und zurück.
2. Transport der Reisenden und Gepäck vom Bahnhof in London nach den Hotels und umgekehrt.
3. Aufenthalt in einem guten, mittl. Hotel, beginnend mit dem Logement des 1. Tages und endigend mit dem Mittagessen des 6. Tages.
4. Trinkgelder an das Hotelpersonal.
5. Rundfahrten und Autocarausflüge, sowie Eintrittsgebühren und Führer am 2. und 3. Tag.

Minimal-Teilnehmerzahl: 30 Personen.

Wir hoffen, daß recht viele Mitglieder die einzigartige Gelegenheit benutzen werden, nicht nur London, sondern auch verschiedene feministische Einrichtungen zu sehen, die bei einem Einzelbesuch schwer zugänglich sind. Provisorische Anmeldung bis zum 30. April, damit wir die Beteiligung kennen. Dann wird das definitive Programm herausgegeben. — Für Nichtmitglieder des Verbandes erhöht sich der Preis um Fr. 10.—. Der Monat Juni oder Anfang Juli mußte gewählt werden, weil um diese Zeit in London die „Saison" mit Parlamentssession usw. ist.

Der schweiz. Verband für Frauenstimmrecht plant im weitern im Monat September eine gemeinsame Reise nach Genf, da um diese Zeit die hervorragendsten Frauen aus allen Ländern sich in der Völkerbundsstadt treffen und in reger Tätigkeit sind. Auch der Besuch der Völkerbundsversammlungen ist von größtem Interesse.

Vorläufige Anmeldungen für diese Reisen sind zu richten an Frau Dr. Debrit, Bonstettenstraße 16, Bern.

Von Diesem und Jenem.

Zusammenschluß sozialistischer Fürsorger und Fürsorgerinnen.

Gegen 70 Sozialisten und Sozialistinnen, die in irgend einer Form in sozialer Fürsorge tätig sind, haben sich in Zürich in einer ersten Zusammenkunft dahin geeinigt, eine Institution zu schaffen, die sozialistische Grundsätze in Fragen der Wohlfahrtspflege herausarbeiten und die Fühlungnahme zwischen allen in sozialer Fürsorge tätigen Parteigenossen ermöglichen soll. Ein siebengliedriger Vorstand mit Vertretern aus allen Landesteilen hat diese Aufgabe übernommen und ein Arbeitsprogramm aufgestellt. Die Organisation nennt sich „Schweizerische Konferenz für sozialistische Wohlfahrtspflege". Nach Artikel 1 der Richtlinien stellt sich diese Konferenz die Aufgabe, die sozialistische Lebensauffassung in der Wohlfahrtspflege zur Geltung zu bringen. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes werden genannt: a) Klärung der Grundsätze, die sich aus sozialistischer Lebensauffassung für die Wohlfahrtspflege ergeben. b) Stellungnahme zu grundsätzlichen und praktischen Fragen der Wohlfahrtspflege. c) Förderung und Schulung der in Wohlfahrtspflege tätigen Sozialdemokraten. d) Propaganda für sozialistische Wohlfahrtspflege. e) Praktische Wohlfahrtspflege.

Ein Literaturpreis für Frauen in Deutschland.

K. Der preußische Staatsbürgerinnenverband hat mit Unterstützung des preußischen Ministers für Kunst und Wissenschaft sowie des stellvertretenden Oberbürgermeisters von Berlin einen Literaturpreis in Höhe von 1000 Mark zur Förderung junger Schriftstellerinnen ausgesetzt. Zur Bewerbung berechtigt sind alle reichsdeutschen Frauen, die am 1. Januar 1931 das 35. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Preisgekrönt werden in erster Linie bisher unveröffentlichte Werke epischer, dramatischer oder lyrischer Art, die aber nicht rein unterhaltenden Charakter tragen dürfen. Dem Preisgericht gehören an: Gertrud Bäumer, Alice Berend, Alfred Döblin, Rudolf Kayser, Ina Seidel.

Eine Gefängnisdirektorin in Jugoslawien.

K. Aus Belgrad wird gemeldet, daß Dr. jur. Angela Jovanowitsch zur Direktorin des Zentralgefängnisses in Pojarevats ernannt worden ist. Dr. Jovanowitsch ist erst fünfundzwanzigjährig und die erste Frau in Jugoslawien, die einen solchen Posten bekleidet.

Frauen im Beruf.

Stellenvermittlung des Schweizerischen Lehrerinnenvereins.

Der schweiz. Lehrerinnenverein unterhält ein Stellenvermittlungsbureau in Basel, das soeben seinen Jahresbericht herausgegeben hat (Lehrerinnenzeitung vom 5. März). Dieser Bericht ist recht lehrreich und gibt immerhin einigen Aufschluß über die Anstellungsmöglichkeiten im Lehrfach, namentlich auch was die private Lehrtätigkeit anbetrifft. Wir geben deshalb gerne einige Auszüge aus diesem Bericht

236-8

einem Volke zu verschmelzen, und auch seine Tochter Amalasuntha erliegt demselben Bemühen. Unter Justinian fällt Ravenna wieder an Ostrom zurück, und später sehen wir die Langobardenkönigin Rosamunde dort, von ihrem Gemahl gezwungen, den Giftbecher fertig trinken, den sie ihm bot.

Die Zeit Karls des Großen rauscht vorüber; aus Ravenna schleppen lange Ochsenzüge herrliche Marmorsäulen und das Riesenstandbild Theodorichs nach Aachen, und Paläste und Kirchen bleiben leer und voll Trümmer zurück.

Am Ausgang des Mittelalters, 1511, wurde die Schlacht bei Ravenna geschlagen, in der, wie eine Säule besagt, bis 20,000 Tote das Feld deckten. Pasolini nennt dies die letzte Schlacht des Mittelalters und zugleich die erste der Neuzeit, weil dort zum letzten Male der französische und spanische Adel in der ganzen Pracht prunkvoller Gewänder und Rüstungen aufrückte, was ihm zum Verderben geschah, denn so bildete er sichere Treffpunkte für die zum ersten Mal im großen Maßstab angewendete Artillerie.

Wieder erschallt Kriegsgeschrei und Schlachtenlärm um Ravenna, als Napoleons Schaten durchs Land ziehen, und dann erblüht nach blutigen Kämpfen Italien der neue Frühling unter Garibaldi. In der Gegend von Ravenna ist es vor allem seine Flucht durch die Sümpfe, die wir miterleben. Die todkranke Gattin Anita im Arm flüchtete er weiter und weiter, bis sie den Strapazen erliegt, nachdem sie ihn heldenmütig überall begleitet hatte.

Aber auch Größe anderer Art war Ravenna nicht fremd. Dante findet dort ein Asyl, und in den viel ruhigeren Jahren, die ihm dort noch vergönnt sind, vollendet er seine göttliche Komödie. An seinem Grabe treffen wir viele Große, die seinen Genius verehren. Unter ihnen ist Lord Byron, der dort aus seinem Lebenstaumel erwacht und unter dem Einfluß der edlen Gräfin Teresa Guiccioli einen neuen dichterischen Aufschwung nimmt und sein Leben anders einstellt; unter den Armen Ravennas lebte sein Andenken noch lange fort, weil er seine halben Einkünfte unter sie verteilte.

Eine Reihe Frauengestalten erregen durch ihren Charakter und ihre Schicksale unsere besondere Teilnahme, so Galla Placidia, Amalasuntha und Theodora

Placidia ist als Tochter Theodosius I. in Rom geboren, kommt aber bei ihrer Mutter Tod frühe nach Konstantinopel; als siebenjähriges Mädchen wird sie von ihrer Erzieherin Serena, der Gattin des Feldherrn Stilicho, ihrem sterbenden Vater zurückgebracht. Bei dessen Tod wird das Reich unter seine zwei Söhne geteilt. Honorius residiert in Ravenna, wohin Placidia kommt. Mit siebzehn Jahren finden wir sie in Rom, wo sie während der Belagerung durch Alarich an die Hungernden und Pestkranken Vorräte austeilt. Als Rom fällt, wird sie von Alarich als Geisel weggeführt, aber als Schwester zweier Kaiser ehrerbietig behandelt. Ja sie gewinnt durch ihre edle Würde und ihren hohen Geist großen Einfluß auf den König. Als dieser bald nachher stirbt übergibt er sie seinem Schwager Athaulf, der sich in sie verliebt und der Gegenliebe findet. Unter ihrem Einfluß wird er Schritt für Schritt romanisiert und der Kaiser gibt — ungern — die Einwilligung zur Hochzeit, die glänzend in Narbonne gefeiert wird. Schon von den Troubadours wurde dies Liebesidyll zwischen der Römerin und dem Barbaren vielfach besungen. Mit ihrem kleinen Söhnlein ziehen sie nach Spanien; aber nach vier Jahren ist das Glück zu Ende. Das Söhnlein stirbt, und bald nachher erliegt Athaulf dem Dolchstoß eines Goten; denn viele seines Volkes waren unzufrieden über seine Romanisierung. Noch während der Bestattung wird Placidia, mit schlechten Weibern zusammengekettet, durch Sümpfe, Dornen und Steine gepeitscht und sechs Tage so herum gehetzt, bis ihr Peiniger ebenfalls ermordet wird. Der Nachfolger schickt sie mit einer Schar Goten an die pyrenäische Grenze, wohin Honorius den alten Feldherrn Konstantius sandte, dem er ihre Hand versprochen hatte, wenn er sie heimbringe. Placidia haßt ihn, muß ihn aber doch heiraten und wird die Mutter der unglückseligen Honoria. Diese, eines Fehltrittes wegen von ihren Verwandten ins Kloster gesteckt, verspricht Attila Hand und Reich, wenn er sie befreie; so veranlaßt sie die Greuel seines Einfalls in Italien. Nach dem Tode des Konstantius und des schwachsinnig gewordenen, kinderlosen Honorius kommt Placidia auf den Thron, wo sie sich vor allem der Ausbreitung des Christentums widmete, Kirchen erbaute und den Armen half.

Tragisch war das Geschick ihrer Erzieherin Serena. Auf der Reise von Konstantinopel her hatte sie, als kalte Stürme kamen, den Heimen Honorius an ihrem Busen gewärmt und er war es, der später ihre ganze Familie vernichtete und zum Schluß auch sie erdrosseln ließ.

Wie eine Gestalt der alten Sagen erscheint Amalasuntha, Theodorichs Tochter. Ihr Vater hatte ihr die beste römische Ausbildung zuteil werden lassen, und als sie als junge Witwe auf den Thron kam, da suchte sie in seinem Geiste Goten und Römer zu vereinigen. Wie er setzte sie sich gegen die Katholiken für den Schutz der Arianer, der Ketzer, ein, denen sie gleiche Rechte geben wollte. Aber die Zeit war noch nicht auf der Höhe solcher Gedanken, und sie wurde das Opfer ihrer Bildung. Die Goten, die ihren zukünftigen König nicht im römischen Geiste erzogen haben wollten, zwangen die Mutter, ihn ihnen auszuliefern, und nach wenigen Jahren hatten sie ihn körperlich und seelisch durch Wein, Weiber und aller Art Ausschweifungen zugrunde gerichtet. Sie nahm nun ihren letzten nahen Verwandten als Mitregenten an, aber er verbannte sie auf eine Insel und ließ sie dort erdrosseln.

Glücklicher gestaltete sich das Leben Theodoras, der Gattin Justinians. Zuerst Tänzerin im Zirkus und öffentliche Dirne von großer Schönheit, wird sie von den Arianern zur Umkehr bewogen. Justinian verliebt sich in sie und erhebt sie auf den Thron, und sie bewährt sich als gute Gattin und treffliche Kaiserin. Ihrer Jugend eingedenk, gründet sie ein Heim für gefallene Mädchen und sucht die Schauspielerinnen durch bessere Heiratsgesetze zu schützen. Den Arianern ihr Leben lang dankbar, setzt auch sie ihre ganze Kraft für Religionsfreiheit ein und sie bringt einen Frieden zustande.

Meta von Salis sagt in der Vorrede zu R. Sforza, sie wünsche ihre Freude an dem Buch von vielen Frauen geteilt zu sehen; in noch viel höherem Maße hat dieser Wunsch sie wohl bei der Übersetzung von „Ravenna" geleitet; möchte er in Erfüllung gehen.

Ein Wort der Anerkennung gebührt auch dem Verlag, der den stattlichen Band aufs beste ausgestattet und mit zwölf sehr interessanten Bildtafeln geschmückt hat. G. Z.

hier weiter in der Meinung, damit besorgten Eltern und frisch in das Berufsleben eintretendeN jungen Lehr- und Arbeitskräften einen kleinen Dienst zu erweisen.

Welch mühsame Arbeit eine solche Stellenvermittlung ist, mag schon daraus hervorgehen, daß das Bureau 6781 Briefe erhalten, 6444 beantwortet und überdies noch 1221 Hausbesuche gemacht hat. Gegen 100 diplomierte Lehrerinnen und Erzieherinnen haben dadurch Stellen erhalten. „Von den 31 stellensuchenden Hauswirtschaftslehrerinnen," schreibt der Bericht im einzelnen, „fanden 18 eine Stelle in ihrem Fache; daneben vermittelten wir noch eine große Anzahl diplomierter Hausbeamtinnen. Die Nachfrage nach diplomierten Kindergärtnerinnen war so groß, daß wir für jede Suchende eine Privatstelle hatten und noch mehr hätten vermitteln können bei weiteren Anmeldungen von solchen. Die Vermittlung diplomierter Lehrkräfte war bedeutend größer als in den vorhergehenden Jahren; man sieht daraus, daß immer mehr Wert auf Diplom und gute Ausbildung gelegt wird. Dessen ungeachtet werden aber tüchtige Kräfte immer noch berücksichtigt, wenn sie sich über große Erfahrung in der Praxis ausweisen können. Die Reglemente und Dienstverträge für Kindergärtnerinnen in Privatfamilien tun große Dienste, so daß zu begrüßen wäre, wenn solche auch für Hausbeamtinnen aufgestellt wüden. Auffallend war, daß mehrere diplomierte Säuglingsschwestern sich bei unserm Bureau meldeten, die offenbar durch ihre Schule keine Anstellung fanden. Wenden sich wohl zu viele junge Töchter diesem Berufe zu, oder macht sich die schlechte Verdienstmöglichkeit unseres Landes auch darin geltend, so daß viele Familien auf diese Hilfen verzichten müssen?

Einen großen Teil der Stellen vermittelten wir nach der Schweiz, es glückten uns aber auch besonders gute Vermittlungen nach dem Ausland. Da war eine nach Alexandrien, eine in die Gesandtschaft nach Sofia (Bulgarien), eine in eine Schweizerfamilie nach Siam, dann in einheimische Familien nach Spanien und Italien. In Sofia befinden sich fünf Schweizerinnen als Erzieherinnen, die sich etwa zusammenfinden. Sie sind in diesen speziellen Familien gut aufgehoben, aber die Verhältnisse sind schon anders wie bei uns. Ferner ergaben sich gute Vermittlungen nach Frankreich, Deutschland und England. Wenn man gelegentlich hört, wie viel Schönes und Sehenswertes diese Auslandschweizerinnen Gelegenheit haben zu genießen, wünscht man, recht viele junge Töchter so plazieren zu können. Im Ausland wird immer noch das größte Gewicht auf Fremdsprachen gelegt, in den Schweizer Schulen und in Instituten hingegen auf den gesamten Realunterricht. In der Schweiz suchen fast nur Institute und Betriebe Lehrerinnen, Haushaltungslehrerinnen und Hausbeamtinnen. Kindergärtnerinnen dagegen finden leicht Anstellungen in Familien. Auch in christliche Anstalten und Heime konnten wir manche Lehrkraft zuweisen.

Von Kursen und Tagungen.

Etats Généraux du Féminisme.

In Paris treten am 16. und 17. Mai dieses Jahres die seinerzeit von Mme. Avril de Saint-Croix, der Vorsitzenden des Bundes Französischer Frauenvereine, ins Leben gerufenen „Generalstaaten der Frauenbewegung" zum dritten Male zusammen. Angesichts der großen Kolonialausstellung, die im Frühjahr in Paris zur Eröffnung gelangen wird, hat man als Thema für die diesjährige Tagung „Die Frau in den Kolonien" gewählt. Es werden im Rahmen dieses Themas Fragen wie die der Organisation von Körperschaften und Vereinen zur Hebung der Volksgesundheit und Wohlfahrtspflege in den Kolonien, die gesetzliche und sittliche Lage von Frauen und Kindern und die wirtschaftliche Lage der Frauen in den Kolonien zur Erörterung gelangen.

Kurs in praktischer Farbenlehre.

Der Schweiz. Arbeitslehrerinnenverein führt in der Zeit vom 1. Juni bis 8. August dieses Sommers 6 Kurse in praktischer Farbenlehre durch, die unter der Leitung von Frl. H. Dyckerhoff, Seminaroberlehrerin a. D., Stuttgart, stehen werden. Die Kurse sind als Fortbildungskurse für die Vereinsmitglieder gedacht. Anmeldungen haben zu gehen an Frl. Marie Reinhard, Bern, Sulgeneckstr. 33.

Versammlungs-Anzeiger.

Zürich: Mittwoch, den 8. April, 20 Uhr, im „Du Pont": Hausfrauenverein Zürich und Umgebung: Frau **Grete Trapp** erzählt von Paris und gibt praktische Winke über die neue Mode.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19, Telephon 25.13.
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

P 2763 W

Flechten OF4095 Gl.
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch u. veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra"**. Preis kleiner Topf Fr. 3.— großer Topf 5.—. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus.**

Pflanzen ins Heim
Was gibt es schöneres um unsere neuzeitlichen Räume zu beleben? Ausgesucht schöne, haltbare Pflanzen in passenden Gefäßen finden Sie bei P 8632 Z
Emmy Leder-Wild, Zürichberg
Krähbühlstraße 114 — Tel. 23'24

Die Schule für Wochen- u. Säuglingspflege d. Kantonalen Entbindungsanstalt St. Gallen
(6 Monate Ausbildung unter Chefarzt Dr. P. Jung)
und des
Säuglingsheims St. Gallen, Volksbadstr. 27
(12 Monate Ausbildung unter der ärztlichen Leitung von Frau Dr. Imboden-Kaiser)
vermittelt gesunden, kinderliebenden Töchtern eine gründliche, moderne Berufsausbildung nach den Vorschriften des schweizerischen Wochen- und Säuglingspflegerinnenverbandes. Günstige Berufsorganisation und prompte Stellenvermittlung im In- und Ausland. P 4110 G
Prospekte und Auskünfte über den nächsten Kurs 1931 bei:
Frau Dr. Imboden-Kaiser, Notkerstr. 16, **St. Gallen,** Telephon 195.

GENF
Junge Töchter, welche in Genf Kurse besuchen, finden Familienanschluß, französische Konversation, Unterricht in gebildetem Kreise. Bescheidener Preis. Referenzen stehen zur Verfügung. **Mme. M. Hœnger** 2 Avenue Dumas, Genf-Champel. P 1568 X

La Roseraie s/Coppet, Genfersee
Haushalt und Sprachenschule
lehrt gründlich Französisch, Englisch, Esperanto und alle Haushaltfächer. Sehr gute Küche, prächtige, gesunde Lage, Park, Sport, Gymnastik, Ferienaufenthalt, Tennis. I. Referenzen. P 345-1 L
Prospekte: **Fr. Dr. Rittmeyer-Pailler.**

Unreines Blut?
Dann einfach das wohlschmeckende, nur aus Pflanzen bereitete, altbewährte Blutreinigungsmittel
Modélia
5 Fr. und 9 Fr. in den Apotheken
Pharmacie Centrale, Madiener-Gavin Rue du Mont-blanc 9, Genf
P 584-1

Bei Adreß-Änderungen
soll selbstverständlich auch die alte Adresse angegeben werden. Nur dann kann für eine prompte Spedition garantiert werden.
Die Expedition.

Großer **billiger Verkauf**
Jede Art
Vorhänge
von einf. bis feinsten kaufen Sie vorteilhaft und werden billig angefertigt. Fachkundige Beratung. P 239 Z
Aeltestes Spezialgeschäft
Frau L. GROB, Zürich
Augustinergasse 52

Verlangen Sie Aufklärung mit Zeugnissen über glänzend bewährte Methoden bei
Magen-Geschwüren
Annaheim's Kräuterpräparate-Versand Niederteufen b. St. Gallen
P 3959 G

Zürich: Seidengasse 12, Nähe Hauptbahnhof (Telephon 31.041)
Winterthur Turnerstraße 2 Telephon 30.65
Basel: Sternengasse 4 (Telephon Saff. 7792) Reinacherstraße 67 (Teleph. Saff. 7061)
Bern: Zeughausgasse (20 Tel. Boll. 7451), Spitalackerstr. 59 Mühlemattstraße 62

MIGROS

St. Gallen: Burggraben 2 (Telephon 1744)
Schaffhausen: Bahnhofstraße 4 (Telephon 18.30)
Luzern: Grabengasse 8, „z. Graggentor" (Telephon 1181) Moosstr. 18 (Telephon 2480)
Aarau: Zollrain 5 (Tel. 14.50)
Biel: Neuengasse 41
Herisau: Asylstraße 52
Rorschach: Reitbahnstr. 7

5000 Franken Buße für Herrn Küderli

in Sachen Zigaretten

Man weiß, daß zurzeit ein Referendum — einerseits von kommunistischer, anderseits von konservativer Seite, — im Gang ist gegen das Gesetz über die Tabakbesteuerung.

Bisher kannte unser Gesetz die „Preisbindungsklausel" nicht, — es berührt seltsam, daß sie gerade zu einer Zeit in die Schweiz nach deutschem Vorbild **eingeführt** wird, in dem die deutsche Regierung die schädliche Einwirkung der gesetzlich sanktionierten Preisbindung auf die Preisbildung erkannt hat, — und die Preisbindungsklausel für eine Reihe von Markenartikeln eben wegen dieser Schädlichkeit in gewissen Fällen **aufgehoben** hat.

Die Sache hat eine prinzipiell außerordentlich wichtige Seite. Sie beeinträchtigt, — vielleicht — die Handelsfreiheit, sicher aber ertötet sie jede Möglichkeit für den Kleinhändler, Ersparnisse, die er durch Fleiß, geschickte Geschäftsführung, Organisationstalent etc. erzielt, seinem Kunden zugut kommen zu lassen. Damit sind die besten Kräfte des Kleinhändlers lahmgelegt und er ist zu einem reinen Verkaufsautomaten degradiert.

Nicht nur haben sich die Kleinhändler und Konsumgenossenschaften diese triste Ausschaltung ihres Standes als Faktor bei der Preisbildung gefallen lassen, — sondern die Aufnahme der Preisbildungsklausel in das Gesetz war gerade der Preis, den sie für ihre Zustimmung, respektive ihre Neutralität bedangen. Man erkennt: Ablehnung der Leistung — Erhöhung der Rente —, das ganze im Sold (größtenteils internationaler) Trustgesellschaften und zu Lasten des gutmütigen, stummen, braven Konsumenten.

Wohlverstanden, uns, der Migros, könnte die allgemeine Einführung der Preisbildungsklausel für Markenartikel nur recht sein: Je mehr der Bogen überspannt wird in Sachen Preisübertreibung und Tyrannisierung des Konsumenten, desto besser ist der Boden für unsere Ideen und unsern freien Handel. Auch führen wir, wie man weiß, aus Prinzip keine sogenannten Markenwaren, weder zu offiziellen noch zu sogenannten Schleuderpreisen.

Wir können aber nicht schweigen, wenn wir uns vorstellen: Es kommt ein kleiner Mann vor Strafgericht. Ruf und Charakter ausgezeichnet, allgemein beliebt und geachtet, — 50 Jahre Leben ohne je ein Gericht gesehen zu haben. Er ist der Zuwiderhandlung gegen Paragraph X. des Gesetzes angeklagt, weil er die Schachtel „Sancta Simplicitas"-Zigaretten 10 Rappen unter dem vorgeschriebenen Preis verkauft habe. Der Mann weist nach, dass er im Aussenquartier an der Proletarierstraße Nr. 9 nur den zehnten Teil der Miete zahle wie sein Kollege an der Bahnhof-, Freiestraße-Spitalgasse. Weil er etwas mäßigere Preise habe, erfreue er sich eines bessern Zuspruchs, er habe nur 15 Prozent Spesen, währenddem sein Verband im Mittel mit 30 Proz. rechne. Bei seinem Verkaufspreis (10 Rp. billiger als offiziell vorgeschrieben), verdiene er immer noch netto über die Spesen hinaus 30 Prozent. Seine Söhne verdienen schon, er sei zu einem Vermöglein gekommen mit seiner Art Handel und brauche kein Luxus-Auto. Sozusagen alle seine Kunden seines Quartiers hätten den betreffenden Zehner viel nötiger als er. Er kenne sie schon lange —, in vielen Fällen war der Vater schon Kunde, viele kommen sozusagen täglich, er möge es ihnen deshalb wohl gönnen. Er zeigt die Geschäftsbücher von 1890 bis 1910 vor, beweist, daß er prozentual nur die Hälfte verdiente, dass sein Vater sich mit Fr. 3000.— Nettoverdienst begnügte und er jetzt Fr. 12,000.— sogar versteuere. Er lese im „Volksrecht" u .in der „N. Z. Z.", wie der Zwischenhandel und der Kleinhandel die Waren verteure und dass das nicht recht sei, es sei ja jetzt Krise, ja, nicht wenige seiner Kunden seien arbeitslos und müssen ihren Unterhalt von der Stadt annehmen. Ob er denn da bestraft werden solle und Fr. 5000.— zahlen, wenn er etwas dem Kunden lasse, was er gerne weniger nähme?

Der Richter: „Lieber Herr Küderli, leider tut dies alles nichts zur Sache. Der Gesetzesparagraph ist nun einmal klar und deutlich. Wir müssen für die Befolgung der Gesetze sorgen, und es ist nicht unsere Sache zu untersuchen, ob das Gesetz recht oder unrecht sei oder tue."

Herr Küderli: „Ja, — aber in Belgien verkauft der Steinreich-Trust dieselbe Marke „Sancta-Simplicitas" und im Detail genau zur Hälfte wie in der Schweiz, der Herr Brandenberger hat das mir so erklärt, daß eben dort die Kaufkraft geringer sei, und weil eben die Schweiz ein kapitalkräftiges Land sei, werde so ein Ausgleich beim Trust geschaffen, daß eben die Schweizer das mehr zahlen, was an den andern weniger zu holen sei! Sie sind doch auch ein starker Raucher, Herr Präsident, und werden das auch nicht für richtig finden. Wenigstens nicht, daß ausgerechnet ein Schweizergesetz da sozusagen die Pumpe antreibt. Ist es nicht ein Beweis, daß die Zigaretten bei uns zu teuer verkauft werden, wenn man dieselben andernorts um die Hälfte geben kann, und ist da keine Schutzklausel vorgesehen im Gesetz —, daß nur ein „gerechter Preis" geschützt ist —, dann könnte man mich nämlich sicher nicht strafen."

Der Richter: „Leider ist nichts vorgesehen — ich muß Sie leider unterbrechen — es ist nun schon bald 12 Uhr. Sie verlieren sich immer im Allgemeinwirtschaftlichen. Der Gesetzesparagraph ist klar."

Herr Küderli: „Ich kann doch nichts dafür, daß die Alters- und Invaliden-Versicherung vorgespannt wurde, um solche Paragraphen ins Gesetz zu verhenken u. daß das Volk das zusammengefr.. hat. Es nimmt einen nur wunder, wie man sich dazu hergegeben hat. Ich für meinen Teil glaube, daß diese Preisbindungsklausel, daß dieser Weg den fachkundigen, tüchtigen Kleinhändler dem Niedergang entgegenführt. Denn jeder „Täschelampi" kann ja auf dieser Basis an der nächsten Ecke einen Konkurrenzladen eröffnen und die zu festgesetzten Einkaufspreisen gekauften Waren zu den festgesetzten Verkaufspreisen herausgeben.

Es wäre mir weniger wegen der Fr. 5000.—, aber, daß ich noch sozusagen wegen „unlauterem Wettbewerb" und „unlauterem Geschäftsgebaren" vom Strafgericht verurteilt werden soll, nur weil ich meinen Verdienst bescheidener bemessen, das geht doch einfach nicht. Wenn es eine Buße wäre, wie etwa wegen zu schnellem Autofahren —, ja, aber so etwas, und dazu in der Schweiz! Him... Herrg..., Sak..., dabei haben wir uns kürzlich im Laden aufgeregt, daß ein Wucherer, der zirka 30 Prozent Zins nahm, freigesprochen wurde. Das verstehen die Leute doch nicht, daß ich die kolossale Buße bekam, weil ich reell gehandelt habe, und das Schlimmste ist das, wenn ich jetzt dann die hohen Preise verlange, ich meine Kunden verliere, die gewohnt sind, die Sachen bei mir etwas billiger zu bekommen, denn dann werden sie denken: Jetzt fängt der in seinem Stinkládeli auch an zu profitieren, wie einer an der Bahnhofstraße. Da bin ich ruiniert ..."

Schokoladen
Bitter-Schokolade „Fairsport"
Fondant-Schokolade „Manegg"
Tafel 85 Gr. 25 Rp.
(2 Tafeln 50 Rp.) solange Vorrat.
Mokkaböhnchen, Beutel zu 170 Gr. netto Fr. —.90
Milchknackerchen, Beutel 150 Gr. netto Fr. —.90
Täfelchen, Schokoladen-Assortiment Schachtel 150 Gr. Fr. —.90
Pralinen in „Kabinett"-Packung Schachtel zu 250 Gr. Fr. 1.50
Neu! „Jowa" Neu! Kochschokolade
300-Gr.-Tafel 50 Rp.

Gothaer-Wurst per kg Fr. 8.50
im Anschnitt per 100 Gr. Fr. —.85
Ia Mailänder Salami per Kg Fr. 7.20
im Anschnitt per 100 Gr. geschält Fr. —.80
Ungarischer Salami per Kg Fr. 7.20
im Anschnitt per 100 Gr. Fr. —.80

Versandabteilung
spediert nach allen Orten prompt und zuverlässig. Gefl. Preisliste und Versandbedingungen verlangen
Migros A.-G. Basel 2
Tel. Safran 73.06